

**DER HEILSBRINGER:  
EINE LEGENDE VON  
HEUTE**

Published @ 2017 Trieste Publishing Pty Ltd

ISBN 9780649768165

Der Heilsbringer: Eine Legende von Heute by Wilhelm Schmidtbonn

Except for use in any review, the reproduction or utilisation of this work in whole or in part in any form by any electronic, mechanical or other means, now known or hereafter invented, including xerography, photocopying and recording, or in any information storage or retrieval system, is forbidden without the permission of the publisher, Trieste Publishing Pty Ltd, PO Box 1576 Collingwood, Victoria 3066 Australia.

All rights reserved.

Edited by Trieste Publishing Pty Ltd.  
Cover @ 2017

This book is sold subject to the condition that it shall not, by way of trade or otherwise, be lent, re-sold, hired out, or otherwise circulated without the publisher's prior consent in any form or binding or cover other than that in which it is published and without a similar condition including this condition being imposed on the subsequent purchaser.

[www.triestepublishing.com](http://www.triestepublishing.com)

**WILHELM SCHMIDTBONN**

**DER HEILSBINGER:  
EINE LEGENDE VON  
HEUTE**



# Der Heilsbringer

Eine Legende von heute

von

30/435

Wilhelm Schmidtbonn  
o. c.



Egon Fleischel & Co. / Berlin / 1908

H. Sh.

Dieses Buch widme ich einem unbekanntem Manne, den ich an einem Julimorgen in einer Münchener Regimentskanzlei sah. Ich war kommandiert, an einem Tisch zu sitzen und Briefe in ein Buch einzutragen. Da trat mit der gewöhnlichen Schar solcher, die vom Arzt für den Militärdienst untersucht werden, ein äußerst sonderbarer Mann ein. Er trug nicht wie die andern: Hosen, Stehtragen und Hut, sondern einen langen Rod, Sandalen an nackten Füßen und das blonde Haar bloß und bis zu den Schultern. Nicht nur das, sondern auch die lange Form des härtigen Gesichtes und das ruhige Strahlen der blauen Augen gaben ihm ein Christusonssehen. Während alle andern, obwohl noch Bürger, mit einer gewissen Angstlichkeit und Unterwürfigkeit schon jetzt die militärische Disziplin zu erfüllen strebten, stand er in einer stolzen und doch bescheidenen Zurückhaltung da. Die sonderbare Erscheinung breitete über die nüchterne Soldatenstube einen märchenhaften Schimmer. Meine Kameraden an

den benachbarten Tischen hielten lachend die Köpfe zusammen oder winkten sich mit den Augen zu — während ich, wie ich gestehen muß, durch den Mann in eine Erregung geriet. Das, was ich sah, schien mir der Anfang des Zusammenpralls zweier Welten, dessen notwendige Fortsetzung farbenbunt vor mir stand. Der Mann ist frei geworden und verließ das Zimmer nach einer Viertelstunde, ich sah ihn auch nie wieder — aber doch leuchten sein Haar und seine Augen noch heute vor mir wie damals. Ich gab nunmehr acht auf jene räthselhaften Heiligen, die in ähnlichen Trachten und immer mit dem gleichen, starren und stillschwärmerischen Ausdruck der Augen von Zeit zu Zeit durch die Straßen der großen Städte wandern. Weniger ihre Tracht an sich, als der Umstand, daß sie sich dadurch in einen gewollten Gegensatz zu aller andern Welt setzten und damit ihre Verurteilung und Verachtung dieser Welt kundgaben, reizte mich, ihren vermußlichen Gedankengängen nachzugehen. In einem Eisenbahnwagen zwischen Köln und Eibfeld sprach ich dann mit einem von ihnen. Es war bald zu erraten, daß ich es nur mit einem kindlich guten Narren zu tun hatte. Er reiste, mit einem Wachstuchpaden auf dem Rücken, nach Berlin, um von dort aus die Menschen zu einem naturgemäßen Leben, vor allem

zur Pflanzkost zurückzuführen. In einer armen, südlichen Vorstadt Rölms endlich hörte ich von einem dritten erzählen, von dessen Reden und Schicksalen sich an den Ufern und in den Gassen eine Art Legende erhalten hatte. Diesen dritten habe ich nie gesehen, aber ich habe ihn mir in der Vorstellung lebendig zu machen gesucht; von ihm erzählt das Buch. Er kann nicht viel anders ausgesehen haben als jener erste in München.

---



## I.

Der Winter nahm kein Ende.

Seit Monaten lastete der Schnee, war der Rhein fast ohne Wasser und mit Eis bedeckt.

Die Schiffe lagen im Hafen, von den gewaltigen Mauern der Dämme und dem unabänderlichen Weiß des Himmels eingegrenzt. Nur selten öffnete sich der Nebel, und dann zeigten sich, in einer unvermuteten Lieblichkeit, die Weinhänge der Ufer mit den freundlich daran hingestellten Häuschen.

Das jenseitige Ufer aber blieb tagelang unflüchtig, als läge ein Meer zwischen ihm und dem Hafen. Nichts als das Klagen der brechenden Eislücke drang von Zeit zu Zeit hinter dem Damm herauf.

Das, was allein in dieser großen Ruhe sich bewegte, war der junge Schiffer, der, wie seit Wochen, auch heute auf seinem Schiff hin und her ging. Die Hände steckten in den Taschen, die Schritte schlugen weit und regelmäßig auf das Holz des Bodens hin.

Der Kopf war immer wartend vorgestreckt, die Augen suchten unablässig auf und ab und lehrten doch immer wieder zu dem einen Ziel zurück, dem Horizont im Norden, wo hinter dem Nebel die große Stadt lag mit ihren durcheinanderlaufenden Menschen, mit ihren tosenden Maschinen. Es war, als horche der lange, magere Mann auf die Töne, die etwa aus der verhangenen Ferne in seine eigene Stille herüberklingen möchten.

Aber nichts blieb hier vom großen Leben zu spüren, als ab und zu ein Hundebellen aus dem Städtchen, ein Ruf von einem der andern Schiffe her, das Klappern der Teller in der kleinen Küche, wo die Mutter das Abendbrot bereitete.

Längst war das ganze Schiff gestrichen, das Segel geflickt, das weiße Häuschen der Kajüte mit einem neuen Dach bedeckt. So blieb nichts mehr zu tun für den Drang eines jungen Körpers, sich zu bewegen, als die Beine über das Schiff hin und her zu tragen und bisweilen die Arme in die Luft zu strecken, um tiefer zu atmen.

Der junge Josef Weingarten war der Einzigen einer. In einer merkwürdigen Scheu ging er nur selten von seinem Schiff über das Laufbrett ans Land, zu den Menschen. Das Gras, der feste Boden, die Häuser aus Stein, die Enge der Gassen,

die Fülle der Menschen endlich waren ihm in ihrer Fremdheit etwas Unheimliches. Riefen ihn die Kameraden, die ans Land zum Bier und zum Tanz gingen, so blieb er stehen, als höre er sie nicht, und sah in eine andere Richtung.

Ohne mit der Mutter oder dem alten Anecht Gespräche zu führen, immer aber mit leiser und heller Stimme singend, pflegte er seinen Berührungen nachzugehen oder unter dem weiten Himmel am Steuer zu stehen. Dabei flogen seine blauen Augen langsam über die wechselnden Bilder der Ufer hin, und der Stromwind richtete seine gelben Haare auf — alle Farben seines Gesichtes waren kräftig und wie mit frischer Farbe gestrichen. Niesen und Stirn waren eckig und hart, und das Leuchten der Augen drang aus ungewöhnlich tiefen Höhlen hervor. Für immer zu ihm gehörig schien die Rauchwolke aus seiner tönernen Pfeife und das leise, Nirsende, in der Sonne flirrende Schütteln der Ohrringe.

Seine Scheu vor dem Land, vor der fremden Welt da, entsprang aber nicht etwa einer Feindschaft, sondern im Gegentell — wie es im Leben zu sein pflegt — einer unbewußten Liebe. Es zog ihn zu den Ufern hin, zu den Städten dort, zu den hoch in den Himmel gezeichneten Bergen, zu den unab-